

Hona Einwohlt

ERDBEER SOMMER

*Unterm
Sternenhimmel*



Arena

»Heißt das, wir bekommen vielleicht kein Geld?«, wollte ich wissen.

»Na, so einfach kommen die nicht davon, schließlich war es ja die Schuld des Versicherungsmaklers, dass er uns die falsche Police ausgestellt hat!«, sagte Isodora. »Wir haben das ja sofort reklamiert. Allerdings ist die neue Police noch nicht gekommen. Ich hoffe nicht, dass das bedeutet, dass wir ...«

»... auf den Kosten sitzen bleiben!«, vollendete Piet, der hinzugekommen war, düster ihren Satz. Er wirkte müde und abgekämpft, und hager wie er war, schien er jeden Moment zusammenbrechen zu wollen. Keine Spur mehr von dem Donnerwetter neulich. »Das Dach, die Scheune, die Zimmer ... da steht eine Komplettrenovierung an. Wer soll das alles bezahlen?«

»Das wird schon!«, versuchte Isodora, ihn zu trösten, aber ich hörte ihrer Stimme an, dass sie sich da nicht so sicher war. Sie rieb sich seufzend die Augen, eine Geste der Verzweiflung, die ich nicht von ihr kannte.

»Wir müssen uns hinsetzen und alles durchrechnen!«, sagte Piet. »Es sind so viele Schäden, überall. Ich weiß gar nicht, wo wir anfangen sollen ...«

»Hauptsache, uns und den Pferden ist nichts passiert!«, antwortete Isodora und griff nach seiner Hand.

Für einen Moment war es gespenstisch still in dem Raum. Jeder schien seinen eigenen Gedanken nachzuhängen und die schrecklichen Bilder und Eindrücke der letzten Nacht zu verarbeiten. Ich schluckte. Ich wollte lieber nicht daran denken, wie es mit dem Friesenhof weitergehen sollte, wenn kein Geld für die Renovierungsarbeiten zur Verfügung stünde.

»Ich reite rüber zu Finn«, sagte ich leise und zog die Tür hinter mir zu. Das Bild, wie die beiden in stiller Verzweiflung umarmt dastanden, prägte sich tief in meinem Herzen ein.

Durch matschige Schlammputzen lief ich hinüber in den Stall. Wilm kam mir entgegen und begrüßte kaum, er hatte in der letzten Nacht seiner Familie unten am Deich geholfen und mit dem Trecker unermüdlich Sand angekarrt – wie alle anderen war auch er müde und erschöpft. Im Stall herrschte eine gespenstische Ruhe, nur vereinzelt war ein leiser Schnauben zu hören. Außer Moonlight waren sämtliche Gastpferde abgereist, nur noch Alma, Luigi, Kusmi und unsere anderen Pferde standen in ihren Boxen. Als ob nichts geschehen wäre, dösten sie mit hängender Unterlippe vor sich hin oder malzten genüsslich ihr Heu.

Hauke wieherte mir freudig entgegen, als er meine Schritte hörte.

»Na du«, begrüßte ich ihn und legte für einen kurzen Moment meinen Kopf an seinen. Mir war zum Heulen zumute und am liebsten hätte ich mich für den restlichen Tag in seiner Box versteckt, da stupste Hauke mich in den Bauch.

»Spinner!«, murmelte ich liebevoll, holte das Sattelzeug und machte ihn startklar. Als ich kurz darauf vom Hof reiten wollte, wurde ich von der »Tusnelda« aufgehalten, die in Wirklichkeit Annegret Lautenschläger hieß und eigentlich ganz nett wirkte.

»Stimmt es, dass ohne euch zwei letzte Nacht Land unter gewesen wäre?«, fragte sie interessiert und klopfte Hauke den Hals, woraufhin dieser sich aufbäumte und sie erschrocken zurückwich. »Ein schönes Pferd hast du! Er wirkt so ... so temperamentvoll!«

»Alle haben geholfen«, antwortete ich schlicht. »Wir konnten zum Glück das

Schlimmste verhindern. Im Hafen allerdings ...« Ich schluckte und wusste nicht, was ich sagen sollte, weil mir die Stimme versagte. Ich nickte ihr noch einmal zu, dann gab ich Hauke die Zügel frei.

Wie von selbst trabte er los, den schmalen Pfad mit den Heckenrosen hinunter zum Strand, der unschuldig in der Sonne lag. Arbeiter und offensichtlich auch einige Urlaubsgäste waren dabei, die Strandkörbe aufzurichten und wieder Ordnung herzustellen, ein Trecker fuhr herum und säuberte den Strand vom Treibgut. Ich wagte nicht, weiter Richtung Oststrand zu reiten, ich wollte nicht sehen, dass sich die Nordsee wieder ein Stück Land zurückerobert hatte. Stattdessen lenkte ich Hauke mit aller Kraft Richtung Hafen, er schien dort nicht hinzuwollen, sondern setzte nur zögerlich einen Huf vor den anderen.

Die Straßen und Häuser im Zentrum selbst hatten, wie es schien, dem Wasser standgehalten, offensichtlich hatte das Deichtor alle gut geschützt und der Wind war aus der anderen Richtung gekommen.

Zwar hatte der Regen alles durchweicht und überall waren Schlick und Schlamm und Sand, aber das würde in wenigen Tagen vergessen sein. Die Häuser hinten im Koog hatte es natürlich schlimmer getroffen, ihre Keller mussten immer noch ausgepumpt werden, auch hier waren etliche Helfer im Einsatz und räumten auf.

Als ich zum Hafen ritt, bot sich mir ein ähnliches Bild: Strahlender Sonnenschein beleuchtete Schlick und Schlamm, die Boote lagen aneinandergedrückt an der Kaimauer und überall waren Menschen damit beschäftigt, die Spuren der Flutkatastrophe zu beseitigen. Auch Finns Eltern, seine Schwester Marlene und ihre Crew.

»Moin, moin, Liv, wie sieht's bei euch aus?«, begrüßte mich Henry und schaute kaum auf, seine Haare waren noch verstrubbelter als die von Finn.

»Nicht gut ...«, antwortete ich und schilderte ihm fix den Stand der Dinge, während er einen nigelnagelneuen Holztisch mit aufgeweichten Beinen in den Container beförderte. Hauke machte einen erschrockenen Satz zur Seite. Dann fragte ich ihn nach dem Stand der Dinge.

»Alles nass und kaputt«, murmelte Henry und zuckte mit den Schultern. »Mobilier, Küchengeräte, Kühlanlagen, Vorräte. Keine Ahnung, wie es jetzt weitergeht. Du siehst ja selbst ...« Er deutete auf die Terrasse, genauer gesagt, auf das, was von der idyllischen Plattform übrig geblieben war. Die Holzdielen bogen sich nach allen Seiten, die Bänke waren mit Schlamm überzogen, und wo gestern noch dekorative Geranien hingen, waren nun Seetang und Gestrüpp. Auch die Fassade hatte großen Schaden erlitten, überall hing ein Geruch von Nässe und Moder in der Luft und das lag nicht daran, dass Marlene jetzt einen tropfnassen Teppich anschleppte. Eine Pumpe beförderte unablässig Wasser aus dem Keller durch einen Schlauch nach draußen ins Hafenbecken.

Ich schluckte. Wo steckte Finn? Ich musste meinen besten Freund und Kumpel dringend sprechen und wissen, wie es ihm ergangen war. Suchend ließ ich meinen Blick umherschweifen, wahrscheinlich war er drinnen damit beschäftigt aufzuwischen. Da entdeckte ich ihn hinten an der Mole, unserem Lieblingsplatz am Hafen, weil man von hier aus gut die ein- und auslaufenden Schiffe beobachten konnte und einem die Wellen dann

immer ganz leicht an die Füße schwapperten. Oft hatten wir gemeinsam dort gesessen und selbst gemachtes Erdbeereis geschleckt. Finn war nicht alleine, neben ihm saß Mareike, deren blaue Haare bis zu mir leuchteten.

Ich sprang ab und ließ Hauke einfach stehen, den Anbindeholm gab es ja nicht mehr, er würde schon nicht ohne mich abhauen. Langsam lief ich zu den beiden. Als sie meine Schritte hörten, hoben sie nur leicht den Kopf und nickten.

»Wo geit?«, fragte Mareike und ich antwortete nur: »Dach kaputt, Gäste weg.«

»Land unter, Kunden weg«, ergänzte Finn und sah sehr traurig aus.

»Durchgekentert, Vater weg«, sagte Mareike.

»Was?!«, riefen Finn und ich entsetzt wie aus einem Mund. »Wessen Vater?«

»Steffen Steffens, Brians Vater.« Dann erzählte sie, dass der Seenotkreuzer, auf dem Brians Vater arbeitete, einer Segeljacht während des Orkans zu Hilfe kommen wollte, deren Motor ausgefallen war. Weil die Sicht so schlecht gewesen war, war Steffen hoch auf den Führerstand, um von dort durch die Wellen zu steuern, die an sich gar nicht so hoch gewesen waren. Eine jedoch hatte das Schiff seitlich getroffen und umgeworfen. Dabei war Steffen, dessen Gurt sich tragischerweise gelöst hatte, vom Sitz gespült worden – und ertrunken.

»Wie schrecklich.« Ich schlug die Hände vors Gesicht, was meine Tränen nicht daran hinderte hindurchzusprudeln, zu groß war die Anspannung der vergangenen Stunden gewesen. Die schrecklichen Szenen am Deich, all die Wassermassen, das Loch im Dach, der verwüstete Anker und jetzt auch noch Brians Vater – auch, wenn ich ihn gar nicht gut gekannt hatte.

Irgendwann legte Mareike ihren Arm um mich und Finn umarmte uns beide, wir hielten uns gegenseitig an den Händen fest. Lange saßen wir zu dritt so da, während die Wellen ganz langsam und tröstlich und immer wieder an die Steine schwappten.

4



Die Nachricht von Brians Vater machte mich trauriger, als ich erwartet hatte, und hing mir noch lange in den Klamotten. Ich kannte Steffen kaum und war ihm nur ein paar Mal auf den üblichen Festen und Veranstaltungen begegnet, auf denen die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger für Unterstützung warb. Ich hatte die mutigen Seemänner immer für ihren Einsatz bewundert und ihre Arbeit heimlich mit Spenden unterstützt. Heimlich, weil es mir peinlich war, dass eine Stadtgöre für Seenotkreuzer schwärmte. Ehrlicherweise wusste ich mehr über Steffen und seine Crew als über Brian, Mareikes Freund, mit dem sie seit über einem Jahr zusammen war. Sie schwärmte mir zwar pausenlos und ständig von ihm vor, doch ich hatte bisher kaum Gelegenheit gehabt, mich mit Brian zu unterhalten. Denn wann immer wir uns trafen, klebten ihre Lippen sofort aufeinander – und es blieb keine Chance für ein Gespräch.

»Komm, min Deern, iss man was, dann sieht die Welt auch wieder besser aus«, begrüßte mich Isodora, als ich zu ihr in die Küche kam, und stellte mir eine Schüssel dampfenden Milchreis hin.

»Danke, hab keinen Hunger ...« Der Anblick der weißen Pampe schnürte mir den Hals erneut zusammen. Finn hatte erzählt, dass drei Säcke Bio-Arborio-Milchreis aus dem Piemont der Flut zum Opfer gefallen waren, in die die Familie extra investiert hatte, um besondere Kreationen zu entwickeln. Finn wollte mal etwas anderes ausprobieren – um die Spezialität nicht immer nur mit Zimt und Zucker zu servieren, wie ihn mir meine Tante jetzt hinschob.

»Camilla hat übrigens angerufen. Sie wollte wissen, wie es uns ergangen ist ... fällt ihr ja früh ein, deiner Mutter.« Isodora angelte seufzend nach einem Löffel und bediente sich am Milchreis.

»Ich hab ihr letzte Nacht noch eine Nachricht geschickt«, versuchte ich, meine Mutter zu verteidigen. »Ich wollte sie beruhigen, da kannte ich ja auch noch nicht das ganze Ausmaß der Katastrophe.« Camilla und ich waren nicht immer einer Meinung, schon gar nicht, wenn es um den Friesenhof ging. Aber wir hatten eine Abmachung und die hieß: absolute Verlässlichkeit. Ich wusste genau, dass sie regelmäßig die Nachrichten verfolgte und dass sie sich ganz gewiss Sorgen gemacht hatte, als sie von der schrecklichen Sturmflut erfuhr und die Bilder der Verwüstung sah. Deswegen hatte ich ihr geschrieben, dass wir alle noch einmal mit dem Schrecken davongekommen waren und ich okay war.

»Camilla möchte, dass du sofort zurück nach Hamburg kommst!« Isodora hatte eine

dicke Schicht Zimtucker auf ihren Milchreis gestreut und die Schüssel bereits fast leer gelöffelt.

»Was? Spinnst du?« Empört sprang ich auf, sodass Isodoras Teetasse überschwappte. Aber ich war so sauer, dass ich mir noch nicht einmal die Mühe machte aufzutupfen.

»Liv, Kindchen ... sie meint es doch nur gut, angesichts der Umstände hier. Bis das alles repariert ist. Und die Versicherung ... Bis dahin haben wir kein Dach über dem Kopf! Du kannst doch auf Dauer nicht im Stall schlafen ... Wir haben so ja kaum Platz! Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.« Isodora versagte die Stimme, ihr Doppelkinn bebte und sie schlug die Hände vor ihr Gesicht.

Noch nie hatte ich meine Tante so verzweifelt erlebt, sie war sonst immer fröhlich und bestens gelaunt, steckte alle mit ihrem Witz und Charme an. Wenn sie lachte, mussten alle mitlachen, egal, wie miesepetrig sie vorher geguckt hatten. Jetzt saß sie da, in sich zusammengesunken, und ich verstand: Nichts und niemand, keine Kräuter der Welt würden sie über den drohenden Verlust ihres geliebten Friesenhofs hinwegtrösten, kein Räucherritual, keine Globuli. Hier musste Geld her, um alles so aufzubauen, wie es einmal gewesen war, das kapierte ich trotz meiner fünfzehn Jahre. Und ich kapierte auch, dass das Ausmaß der Katastrophe viel, viel schlimmer war, als ich befürchtet hatte.

Ich hatte beruhigend meine Hand auf ihren Arm gelegt, während ich vor ihr kniete und ihr zuhörte. Wie schrecklich das alles war, dass sie gar nicht wusste, wieso das passieren konnte, wo das Dach doch all die Jahre so gut in Schuss war, Merlin hätte sich doch immer um die Mäuse gekümmert und überhaupt war so ein Reetdach für die Ewigkeit.

Ich wartete geduldig, bis sie sich ausgeweint hatte. Dann sagte ich: »Alles wird gut, wirst schon sehen. Wenn die Versicherung erst mal gezahlt hat, legen die Handwerker los und reparieren das Dach. Bis dahin richten wir uns eben alle im Stall ein, warum denn nicht? Die netten Leute aus Darmstadt sind total unkompliziert, die finden das sogar gut, wenn du mich fragst. Du sagst doch selbst, dass wir in der Not zusammenrücken sollen ...«, redete ich auf sie ein, obwohl mir selbst zum Heulen war.

»Wenn die Versicherung zahlt ... wenn die Handwerker noch vor dem Winter Zeit haben ... und wovon sollen wir denn bis dahin leben? Die Gäste sind ja alle weg.«

»Von Piets Ausflugsfahrten vielleicht!« Ich sprang auf. Langsam reichte es mir mit ihrer Weinerlichkeit, so kannte ich sie gar nicht.

»Liv, Kindchen, es ist besser, du gehst wieder zurück nach Hamburg, glaube mir. Was willst du denn hier zwischen all den Trümmern.« Die Stimme meiner Tante klang plötzlich ganz leise und sanft. »Glaube mir, das werden keine Sommerferien, wie du sie dir vorgestellt hast!«

»Auch schon bemerkt!« Ich atmete tief durch und mochte nicht glauben, dass sie mich wirklich loswerden wollte. Dann streckte ich mich, schaute Isodora in die Augen und sagte mit möglichst würdevoller Stimme, obwohl ich innerlich vor Empörung bebte: »Ich bin kein Kind mehr. Und ich hau doch nicht einfach ab, nur weil mein liebster Platz auf der Welt von einem schrecklichen Sturm zerstört wurde. Ich lasse euch doch nicht im Stich! Denkst du das wirklich von mir? Hab ich in all den Jahren denn nicht ausreichend bewiesen, dass ihr euch auf mich verlassen könnt, egal, was passiert?«